

## Am Rande des Jahrhunderts

Autor(en):           Martina Hügli  
Quelle:                Basler Stadtbuch  
Jahr:                 1999

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/9be40e84-5c02-4c07-8fd5-bcfe7df17411>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Der Fuss auf dem Regal: Brief an meine Schwester

Martina Hügli

Als Du mir neulich davon erzähltest, konnte ich mich auch gleich an den Gipsabguss des Fusses unseres Onkels erinnern.\* Wir hatten damals das Gefühl, der Abguss sei der Fuss selber, der tote nämlich, der zur Erinnerung aufbewahrt worden sei. Und – ja, Du hast recht, die grosse Zehe war nach oben gestreckt, gleichsam im Todeskrampf, obwohl es sich doch um einen Abguss des noch lebendigen Fusses handelte. Vor dem Schlafengehen schob ich jeweils den Gipsklotz, der auf dem Regal überm Bett stand, vorsichtig zur Seite, damit er mir des Nachts nicht übers Gesicht spazierte. Die Allgegenwart des Todes unseres Onkels und die eigenartige Atmosphäre von Stillstand, die durch das Festhalten an seiner Abwesenheit im Haus der Grossmutter entstanden war, liess alle Dinge gleichsam aus der Zeit kippen, liess sie unheimlich werden, und es war, als ob man zwischen ihnen durchfallen und einfach verschwinden könnte. So wie der Junge in der Geschichte, die Du so mochtest, auf dem Teppich von Insel zu Insel hüpfte und irgendwann einfach durchs Teppich-

muster hindurch gefallen sein muss.

Als Kind war ich dem Unheimlichen ausgeliefert, und die Erwachsenen konnten mir keine Alternative dazu zeigen, kein wirkliches Zuhause sein auf der Erde vermitteln. Das Unheimliche scheint mir heute ein Parasit zu sein, der auf einem Verwechslungsphänomen sitzt. Ich verwechsle die materielle Welt, in der ich mein physisches Dasein führe, mit meiner eigentlichen Heimat, in der allein mich geborgen zu fühlen mir auch im Irdischen ein gewisses Mass an Häuslichkeit vermitteln könnte. Ich nehme die Dinge und Menschen auf eine einseitige Weise für wahr, nämlich als Stillleben, und versuche mich mit ihnen einzurichten, so gut es eben geht. Das Eingreifen des Unheimlichen ist nun damit verbunden, dass die Stilleben-Strategie nicht reibungslos aufgeht: Ich kann mich zwar in der materiellen Welt einigermaßen zurechtfinden, lebe jedoch mit einer tiefen Melancholie, deren Untergrund mir unzugänglich ist. Ab und zu streift mich eine Sehnsucht nach grösserer Lebendig-

\* Dieser Onkel war kurz nach der Verewigung seines Fusses, einen Tag vor seinem dreizehnten Geburtstag, bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

keit oder Beweglichkeit, nach einer Dynamik von Annäherung und Distanzierung. Ich weiss allerdings nicht, wie diese Sehnsüchte einzulösen sein sollten.

Werden die Dinge, mit denen ich mich arrangiert habe, auf einmal gleichsam lebendig, verschlingen mich oder spucken mich aus, so empfinde ich auf der einen Seite Entsetzen, andererseits grosse Lust, auf jeden Fall aber vergesse ich meine Traurigkeit. Das vorübergehende Aufheben falscher Gewissheiten befreit mich innerlich, lässt mich meinen eigenen Atem – wie auch sein Stocken – spüren. Davon kann ich gar nicht genug bekommen: Die gespenstischen Ereignisse müssen sich überschlagen, müssen quasi auf Endlosband laufen, damit ich nicht gleich in meine bewegungslose, erstickende Existenz zurückfalle. Gleichzeitig über-tönt die Faszination am Unheimlichen mit ihrem lustvollen Schrecken aber auch eine tiefer liegende Angst davor, die Stilleben-Welt ganz loszulassen und nach anderen Erfahrungen oder Zugängen zum Leben zu suchen. Ich habe Angst vor dem «Anderen», was auch immer dieses sei, denn ich fühle mich ja nicht wirklich in meinem Kern lebendig und spontan, vertraue deshalb meiner Intuition nicht besonders. Ich lasse mich von den Dingen bewegen, und bewegen sie sich nicht, bleibt es in mir stumm.

Die Beschäftigung mit dem Unheimlichen kann also durchaus auch zu einer Beschäftigungstherapie werden, die davor schützt, den eigenen Ängsten und innerer Leere begegnen zu müssen. Ich nehme die Schatten der Dinge anstelle der Dinge für wahr, dabei zeigen mir die Schatten der Dinge eigentlich nur, dass auch die Dinge selbst nicht ganz wirklich sind. Sie weisen mich darauf hin, dass noch irgend etwas anderes da sein muss, was Dinge und Schatten erst ermöglicht. Das Unheimliche kann mich also darauf stossen, dass ich im Materiellen bei weitem nicht so sehr zu Hause bin, wie ich zuvor vielleicht glaubte. Darin hat es seine Funktion und Wichtigkeit.

Mich hat der Umgang mit dem Unheimlichen über Jahre meines Lebens verstört, krank gemacht, zugleich habe ich es aber auch in tiefen Zügen ge-

nossen, war richtig süchtig danach. Ich habe ein ganzes Buch über meine unheimlichen Erfahrungen geschrieben. Schreiben war für mich die einzige Möglichkeit, Erlebnisse wie dasjenige mit dem Gipsfuss handzuhaben. Später aber kehrte sich das, was zunächst als Befreiung kam, gegen mich selber um. Ich spürte, wie stark der Sog des Unheimlichen ist. Seine Kraft hatte mich im Griff, mich, die ich meinte, *sie* zu gestalten. Ich bekam es mit der Angst zu tun: Was führt mich da? Was bin *ich* denn noch, wenn ich nur Medium bin für eine Kraft, die mich benutzt, um Gedichte zu schreiben?

Die Absage an das Unheimliche stellte sich aber als nicht ganz einfach heraus. Es zeigte sich nämlich, dass dieses mich mochte, mich zu brauchen schien, und – dies war verheerend – auch ich brauchte es! Seine Macht wuchs mit dieser Erkenntnis, es schüttelte mit grosser Wucht meine Träume und Spaziergänge durch. Mein Schwanken zwischen «Komm!» und «Geh!» liess die unheimlichen Wesen noch aufdringlicher, aggressiver werden.

Der Grund, warum ich die aufsässigen Wesen nicht sofort zurückweisen konnte, lag darin, dass die Kraft des Unheimlichen, eine Elementarkraft, mir auch sehr viel zu schenken vermochte. Ich war in ihrer Gegenwart ungleich gewitzter und intelligenter als ohne sie. Und mir kamen brillante Bilder hoch, die mich selber staunen machten. Wenn ich das Unheimliche in Schranken wies, musste ich also auch auf etwas verzichten, ohne vorderhand noch Gegenkräfte zu kennen. Schliesslich aber empfand ich mehr und mehr die Lügenhaftigkeit dessen, was mir die gespenstischen Bilder zu-spielten. Ich versank in immer tiefere Trauer, entfernte mich von meiner Lebendigkeit, von meiner eigenen Sprache. Ich fühlte mich gehetzt und zugleich innerlich unbewegt, kalt.

Also hörte ich eines Tages ganz auf, mit den Kräften des Unheimlichen zu liebäugeln. Es dauerte eine Weile, bis sie mich losliessen. Sie versuchten im Traum als verführerische Luftwirbel mit mir zu tanzen, mich dann aus mir herauszuziehen. Sie zeigten sich mir in der Gestalt von Ängsten,





Ängsten um meine Gabe der Phantasie, um die Meinung anderer Menschen, ja eigentlich um das Gelingen meines Lebens.

Dann liessen sie von mir ab. Nun blieb mir nichts mehr, nicht einmal der Kampf gegen sie, und ich wusste nicht wie weiterleben. Es war furchtbar, ich konnte keine Zeile mehr schreiben, kein Bild mehr finden. Manchmal hörte ich vor dem Einschlafen den Spott der Wesen, die ich von früher so gut kannte, «na, da hast du's, wir haben es dir ja gesagt.» Dann tauchten die Ängste wieder auf. Aber sie verschwanden auch wieder, sie hatten keinen Griff mehr an mir. Ich liebte die mich früher bedrängenden Wesen nicht mehr, ich hasste sie auch nicht mehr, und so hatten sie ihre Macht über mich verloren. Ich erinnerte mich daran, wie das Unheimliche mich auf die Notwendigkeit hingewiesen hatte, mich dem Geistigen zuzuwenden, das die Dinge überhaupt erst ins Leben ruft, und begann dies zu tun. Ich fing an, dem Wind zuzuhören, dem Pulsschlag der Zeit und dem Summen der Stille in mir. Dies stellte sich als wesentlich erfüllender heraus, als pausenlos und zwanghaft schreiben, produzieren zu müssen. Ich schloss Frieden mit der Leere in mir, mit meiner Unproduktivität. Und begann, vielleicht zum ersten Mal, mich wohl zu fühlen im Leben. Ich hatte Lust, mich zu bewegen, zu tanzen, und entdeckte in und um meinen Körper überhaupt erst einen realen, nicht halluzinativen Raum.

In letzter Zeit werden mir manchmal wieder Bilder geschenkt, Gedichte, leisere vielleicht als früher. Ich bin heute wacher, wenn ein Bild auftaucht, aber nicht im Sinne einer Kontrolle des Vorgangs – denn wer wollte das Schöpferische im Griff haben, das die Bilder aus dem Unbewussten aufsteigen lässt. Kontrolle geht mit Lebendigkeit nicht überein. Ich lasse aus meinem Inneren hochkommen, was kommen will, versuche, nicht zu zensieren. Aber indem ich nach und nach zu einem präziseren Gebrauch meiner selbst finde, meine Seinszustände besser kennenlerne, vermag ich dem Wort oder Bild intensiver nachzulauschen, spüre nach, woher es wohl seinen Gang genommen hat, aus welcher Stimmung oder Ausrichtung. So muss

ich mich den Bildern nicht willenlos ausgeliefert fühlen, sondern kann mit ihnen ins Gespräch kommen.

Es ist heute weniger eine Sucht, die ich am Schreiben erlebe, als – nur ein einziger Laut hat sich geändert – eine Suche. Ich kann ein Bild kommen lassen, mich an ihm freuen, es auch wieder gehen lassen, wenn es nicht stimmig ist, kann besser schweigen und warten als zuvor. Das ist die Wende, nach der Du mich fragst, Regina, in meinem dreissigsten Jahr, das zugleich das Jahr der Jahrtausendwende ist. Ich spüre, wie sich alles bewegt, in mir und um mich, und wie die fest konturierten Dinge sich aus dieser grossen Bewegung heraus geformt haben, deshalb aber doch nicht aus ihr herausfallen. Das bedrohliche Teppichmuster hat sich geschlossen in ein unablässiges Strömen der Muster, das mich trägt. Und der Fuss auf dem Regal – den kann ich in Frieden lassen, wo ich die Bewegung meiner eigenen Füsse auf der Erde spüre.